

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

94) Roman von C. Diebig.

Wilhelm Ebel sah seiner Frau beim Mittagessen gegenüber und war erschrocken über ihr Aussehen. Sie schien um Jahre älter, so verarbeiteter, an den Augenwinkel nach den Schläfen zu unzählige kleine Fältchen, und von der Nase abwärts zogen sich zwei tief eingegrabene Linien. War das seine schöne, blühende Elisabeth? Er sah sie an in einer stummen und doch beredeten Angst.

„Was siehst Du mich so an, Wilhelm?!“ Sie hatte es sanft sagen wollen, aber es klang gereizt.

„Meine liebe Frau!“ Er legte plötzlich die Gabel hin, nahm ihre Hand und küßte sie; dann ließ er sie nicht los, sondern drückte seine Augen, seine Stirn darauf. „Du hast wieder zu viel gearbeitet!“

„Gäße ich nur!“ Es brach los wie ein Unwetter. „Frau Kistmacher kam und störte mich! Oh, die!“ Sie starrte auf ihren Teller.

„Aber das Mädchen hatte doch Befehl!“ — er machte Miene, aufzuspringen — „Bertha!“

„Laß nur, laß!“ Sie zog ihn nieder. „Das nützt doch alles nichts! Ich werde immer gestört, immer! Da kommt dieses, da kommt jenes.“ Sie erzählte ihm die Geschichte von dem Hauswirt. „Und Bertha ist zu nachlässig; Mile will auch nicht bleiben, ich komme nicht mehr zum Arbeiten. Ich kann nicht mehr arbeiten!“ Ein verzweifelter Zug verzerrte ihr Gesicht, sie biß die Zähne aufeinander, um nicht laut aufzuschreien. „Da sind die Dienstmädchen, da ist der Haushalt, das Kind, ich!“ — sie knickte ganz zusammen — „ich kann manchmal nicht mehr!“

„Und da bin ich!“ sagte er traurig. „Oh, was machst Du mir für einen Vorwurf, Elisabeth! Wärest Du nicht meine Frau geworden, Dir wäre besser!“ Er starrte vor sich nieder, die Stirn in finstere Falten gezogen. Draußen ging der eifige Winterwind und stöhnte an den Scheiben. Für Minuten schwiegen sie, eine herzbellemmende Stille war im Zimmer. Die Speisen dampften; niemand rührte sie an.

„Bist Du mir böse?“ fragte sie dann leise, ohne den Blick zu heben.

„Elisabeth!“ Er breitete die Arme aus — „Meine arme Frau!“

Sie schien seine ausgebreiteten Arme nicht zu sehen, sondern schüttelte den Kopf. „Du bist arm,“ sagte sie schneidend, „ich habe Dich betrogen!“ Was hast Du denn? Eine traurige Häuslichkeit; eine Frau, die nichts leistet, eine Frau, die immer mißvergnügt ist, oh!“ — sie hob die Hände in leidenschaftlichem Schmerz — „sie brauchte es mir nicht erst zu sagen, ich habe es wohl gefühlt: Du bist nicht glücklich! Ja, Du siehst schlecht aus!“ — sie sprang auf ihn zu und drehte sein Gesicht nach der Lampe, der hellere Schein zeigte dessen ganze Traurigkeit — „bist Du unglücklich? Ach ja, ach ja!“ Sie schluchzte, ein trodenes, herzabstoßendes Schluchzen ohne jede Thräne. „Ich habe Dich so weit gebracht! Da ist nichts von Jugend, nichts von Freudigkeit mehr, ich habe sie davon gejagt. Ich verderbe Dir Dein Leben, ich quäle Dich!“

Sie fiel vor ihm nieder, ihre unruhigen Hände tasteten an seinem Rock hin und her. „Armer Mann!“ Und dann sprang sie wieder auf und hob die Hand und ballte sie zur Faust, ein wilder Blick war in ihren Augen. „Diese verfluchte Schreiberei! Wenn ich sie nur lassen könnte! — Sie macht mich unglücklich, mich unglücklich, sie macht unser Kind unglücklich — sie hat mich behert — hahaha —“, sie lachte grell — „ich habe keinen anderen Gedanken mehr, nur schreiben — des Nachts, des Morgens, am Tag — — solch ein Unfuss, Makulatur, die zu nichts taugt! Aber ich kann nicht anders!“ Ihre Stimme wurde weich; sie weinte. „Wir könnten glücklich sein, Du bist so gut, wir haben ein liebes Kind — aber nein, nein!“ Sie schüttelte die wirren Haare aus der Stirn und richtete sich hoch auf. „Ich will etwas erreichen! Ich will! Ich will!“

Jede Muskel in ihrem Gesicht war angepannt; sie zitterte vor Begier.

„Du wirst etwas erreichen!“

„Ja, wenn es zu spät ist! Hahaha!“

„Habe Geduld!“ Er sah sie bittend an. „Laß uns Geduld haben!“

„Geduld?!“ Sie lachte höhnisch. „Wie sagt doch Heider? Nun, ich pfeife auf die Geduld! Warten, warten — ich habe keine Zeit zum Warten! Jetzt will ich groß sein, heute, morgen — wenn ich alt und müde bin, brauche ich nichts mehr von der Welt! Jetzt, jetzt!“ Sie streckte die Arme aus und zog sie dann wieder an sich mit einer Gebärde, als presse sie etwas an die Brust. „Jetzt will ich ihn haben!“

„Elisabeth!“ Er legte ihr mahnend die Hand auf den Arm.

„Laß mich nur!“ — sie sah ihn zürnend an — „was verstehst Du davon? Du ahnst ja nicht, wie es in mir aussieht. Du kennst nicht das verzehrende Feuer, das in mir brennt. Du weißt nicht, was es heißt, ohne Erfolg arbeiten. Es ist schrecklich; es ist entsetzlich; es peitscht einen mit Dornen voran und reißt einem das Herz in Stücke! Man ist verzagt, matt, zu Tode erschöpft — und doch immer wieder ein Peitschenschlag — —! Ach, nur ein Erfolg!“

„Ja, habe geglaubt, der echte Künstler frage nicht nach dem Erfolg,“ sagte er ernst. „Das Höchste sei ihm die eigene Ueberzeugung.“

„Redensarten!“ Sie kreuzte die Arme über der Brust und starrte finster vor sich nieder. „Dann bin ich keine echte Künstlerin!“

„Und doch bist Du's!“ Er war aufgestanden und näherte sich ihr liebevoll. Auf seinem Gesicht stritten Mitleid, Trauer und Härlichkeit. „Komm, Elisabeth, das sind schwere Zeiten, wir müssen sie gemeinsam tragen. Du hast doch ein Herz, das mit Dir fühlt, vergiß das nie! Viele sind ganz allein.“

„Meiner leidet so wie ich!“ murmelte sie dumpf.

„Viele!“ Er senkte den Kopf.

„Und bin ich denn eine Künstlerin, eine wirkliche, wahrhaftige, berufene? Oh, diese Zweifel?“ Sie rang die Hände. „Wenn mir nur einer die Gewißheit gäbe — bin ich eine?“

Er sah sie voll an. „Ja, Du bist eine!“ Ein Lächeln ging über sein Gesicht, ein vertrauendes, hoffnungsreiches Lächeln.

„Ja —?“ Sie starrte ihn ungläubig an.

„Ja!“ sagte er einfach.

Wie ein Erlösungsseufzer kam es aus ihrer Brust; das war ein tiefer, befreiender Atemzug. Langsam trat sie an ihn heran, ganz dicht, ihr Atem schlug ihm mit Gluthauch ins Gesicht, sie verwandte keinen Blick von ihm. „Sag es noch einmal!“ Ihre Augen waren weit aufgerissen und sahen ihn durchdringend an.

Er zuckte mit keiner Wimper. „Und wenn Du kein Wort mehr schreiben könntest, und wenn niemand Deinen Namen kennt — Du bist doch eine Künstlerin, eine große Künstlerin. Habe Mut!“ Sanft streichelte er über ihre Wangen. „Du wirst Dich durchringen, Deine Zeit kommt noch — ich weiß es!“ Seine Ruhe hatte ihn verlassen, er sprach erregt, ein steigendes Rot auf den Wangen. „Oh, ich weiß es, Du wirst groß sein!“

„Ist — das — wirklich — wahr?!“ Langsam, gleich schweren Tropfen fielen die Worte von ihren Lippen. „Kannst Du es mir schwören?“ Sie krampfte ihre Finger in seinen Rock.

„Ich schwöre es Dir bei allem, was uns teuer ist, bei unserem Kind, bei unserer Liebe!“ Ihre Leidenschaft hatte ihn angefeuert, er ließ sich auf den nächsten Stuhl fallen und zog sie auf seinen Schoß. „Meine liebe, liebe Frau, meine Geliebte, sei unberzagt, sei ruhig, sei heiter! Ich liebe Dich ja so sehr!“ Er bedeckte ihr Gesicht, Stirn, Mund, Wangen, ihren Hals mit Küßen. „Sag's mir einmal!“ — eine unendliche Sehnsucht sprach aus seiner Stimme — „Du hast es mir noch nie gesagt: Liebst Du mich?“

Sie lag wie betäubt in seinem Arm; ihre geschlossenen Lider zuckten. Jetzt fühlte er ein Zittern durch ihren Körper gehen.

„Liebst Du mich?“ Er flüsterte es dringend, aus trodener Kehle heraus, wie ein verdurstend Schmachtender um Wasser fleht.

Sie öffnete die Augen; ihr Blick traf nicht, er war in fernste Fernen gerichtet.

„Liebst Du mich?“

„Ich weiß es nicht,“ murmelte sie abweisend. „Ich glaube, ich habe gar keine Liebe. Sie gehört ganz meiner Kunst.“

III.

Ueber den neuen Kirchhof weit draußen im flachen Feld — man sah nur noch die letzten Häuserreihen von Schöneberg quer in die Dede hineingeschoben — wehte der Wintersturm mit ungeahnter Gewalt; er fand kein Hemmnis und saufte dahin, daß das Wasser in den Pfützen hoch ausspritzte und die kleinen Bäumchen längs des Eisenbahndammes sich wie schwankte Berten bogen.

Sie waren erst im vorigen Jahr gepflanzt, ihre Kronen bestanden aus zwei, drei Aestchen; vor jedem Windstoß beugten sie sich und duckten sich wie furchtsame Kinder — er ließ sie stehen; aber den einzigen großen Baum weithin, dort die hohe Silberpappel, die wollte er nicht leiden. Er blies gegen sie mit ungestümmem Mut, er zauschte sie und versang sich in ihren Aesten, er rüttelte an ihnen, stöhnend vor Anstrengung — fort, fort, du darfst nicht bleiben, weg! — Da, trach! Der Stamm war gespalten bis ins Mark; bald würde er sich neigen.

Der Pfiff der Lokomotive tönte schriller als sonst über den Schienenstrang und klang wie ein gepreßter Angstschrei; ein schwarzes, fortreisendes und selbst fortgerissenes Ungetüm, so saufte der Zug hin. Sträzchend flogen Raben auf und zerteilten mit ihren Flügeln den niederschlagenden Dampf; flogen sie? Sie schienen nur zu fliegen, denn sie wurden willenlos mit fortgeführt von dem unwiderstehlichen Luftstrom und flatterten angstvoll. —

Am offenen Grab stand ein Häuflein Menschen, in der großen Einsamkeit zusammengeweht. Mäntel und Röcke blähten sich wie Segel, in der nächsten Minute wurden sie an den Körper geklatscht, und das Wasser wurde aus den Augen gepreßt von dem furchtbar peitschenden Wind.

Kein Hund wird mich zu Grab geleiten! — Darin hatte Erdmann nicht recht behalten; er wurde zu Grab geleitet.

„Wohl Dir!“ sprach Heider und starrte thränenumflorten Blickes dem Freunde nach in das offene Grab; und dann wandte er sich zu den übrigen, er schlug unbewußt den feierlichen, getragenen Ton eines Predigers an.

„Wir gönnen ihm die Ruhe! Es giebt ein Märchen, darin steigt das schönste Weib aus dem Schoß des ewigen Meeres und küßt den am Ufer Harrenden aufs Herz. Nun kann er sie nicht mehr vergessen, sein Herz hat ihren Kuß verspürt, es schlägt nur für sie; er sehnt sich nach ihr zu Tode. Der“ — er deutete mit zitterndem Finger hinab in die Gruft — „der war von der Kunst aufs Herz geküßt. Sie hatte ihn ganz. Sie war seine Familie, seine Geliebte, sein Besitz, sein Glück, seine Religion. Sein Leben war ihr Tempel, in dem er sich selbst von heiliger Flamme aufzehren ließ für sie.“ Heider machte eine Pause; seine Stimme wurde noch feierlicher. „Nun hat er sie auch. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Ort; dann aber werden wir von Angesicht zu Angesicht schauen! — Amen.“

Er weinte laut. „Erdmann, lieber, alter Junge, leb wohl!“

„Von Erde bist Du genommen, zu Erde sollst Du wieder werden.“ sprach der Totengräber und präsentierte die Schippe voll Sand.

Elisabeth war die erste, die hineingriff, mechanisch that sie es, mechanisch ließ ihre Hand die nassen Sandklumpen fallen. Weit beugte sie sich über und starrte mit brennenden, neid-erfüllten Blicken in das gähnende Loch.

Der eiskalte Regen schlug ihr ins Gesicht, der Wind riß ihr fast die Kleider vom Leibe, sie zitterte und fror, und doch war ein unauslöschlicher Brand in ihr; sie stand und starrte und rührte sich nicht vom Fleck. Oh, der da unten! Sie dachte an seine Worte, als sie zum erstenmal mit ihm bei Marie Ritter zusammen gewesen war. Damals war sie noch unbesungen, die Kunst war ihr ein Glück, eine Lebensfreude mehr gewesen. „Ich werde hungern und frieren. Verlaßt sein! Wenn ich sterbe, werde ich allein sterben.“ — — — Deutlich hörte sie seine Stimme. Ja, ja — sie schauderte — so mußte es sein! So diente man der Kunst. Ganz oder gar nicht.

Sie fühlte nicht, daß heiße Thränen über ihre Wangen liefen.

Der Totengräber und seine Gehilfen arbeiteten rasch bei dem schlechten Wetter. Immer mehr füllte sich die Höhlung, schon war von dem Sarg und seinem Grün nichts mehr zu sehen. Elisabeth blieb, bis der letzte Spatenstich gethan war; vergebens zupfte sie ihr Mann am Ärmel. „Du wirst Dich erkälten, komm!“

Heider flüsterte: „Ich bitte Sie, gehen Sie nach Hause!“ Ihr war, als läge da unten ihr Kamerad, ihr zweites Ich, sie konnte sich nicht trennen. Die paar Leidtragenden hatten sich längst zerstreut; es waren ihrer nur wenige, ein paar Kollegen, jüngere Leute mit unbekanntem Namen, dann noch ein paar Nachbarn aus dem Hinterhaus. Die Totengräber buddelten mit immer größerer Hast — nun warfen sie die Spaten hin, nun waren sie fertig, nun würden sie nach der nächsten Destille eilen, um sich aufzuwärmen.

Auch Elisabeth ging endlich am Arm ihres Mannes fort; er führte sie sorgsam und hielt den Schirm über sie; an ihrer andern Seite ging Heider, aber sie sprachen kein Wort. In der im Kapellenstyl erbauten Leichenhalle hatten Marie Ritter und Sörensen gewartet; noch ein Herr war bei ihnen, anständig in Schwarz gekleidet, der trug einen Cylinder. Er küßte ihn und trat auf Heider zu.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Heider zu sprechen?“ Heider blickte verstört auf, man sah es ihm an, wie unangenehm es ihm war, jetzt einem Fremden Rede und Antwort stehen zu müssen.

„Einen Augenblick, Herr Heider! Gestatten Sie!“ sagte der in Schwarz. Sie traten beiseite; man hörte den Fremden nur noch sagen: „Ich bin Berichterstatter, ich bin beauftragt, im Namen meiner Zeitung bei Ihnen anzufragen —“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der zehnte Stuhl.

Eine Skizze aus dem Artistenleben.

Von Heinrich Lee.

(Schluß.)

Drei Tage später hatte Thomson sein Engagement. Genau eins, wie er es sich gewünscht hatte. Der Agent sagte, Thomson hätte eben ein riesiges Glück.

„Drei Monate. Den Monat 600 Francs. Kontrakt nach dem Probeabend!“

Thomson reiste mit seiner Familie ab.

Am nächsten Morgen bei der Vormittagsprobe stellte er sich seinem neuen Direktor vor.

Er hatte, bevor der Direktor Kotiz von ihm nahm, ein wenig zu warten. Der Direktor hatte gerade mit einem Pferde zu thun.

„Ach so“, sagte er dann — „der sind Sie! Ich hab' Sie schon für morgen auf den Zettel gesetzt. Selbstverständlich haben Sie auch Stallmeisterdienste zu thun und überhaupt, sobald es nötig ist, überall mitzuarbeiten. Das paßt Ihnen doch?“

Gewiß — das verstand sich von selbst.

Der Direktor nickte und wandte sich mit seinem blinkenden Zylinderhute und den Peitschen, die ihm der Stalldiener reichte, wieder dem Pferde zu.

In den zwei folgenden Nachmittagen war Thomson in der Manege und probte.

Die Stühle, die er dazu benutzte, waren handfeste, weiß-lackierte Holzstühle, wie sie in jedem Geschäft in Bereitschaft stehen.

Der Schmerz im Knöchel ließ noch nicht nach. Der Thomson in seinen guten Zeiten springen sah, bewunderte ihn. Sein Sprung schien weder Aufschuß noch Abstoß zu haben. Seine Elevation war wie ein Fliegen des Vogels. Jetzt mit dem frisch kurierten Fuß hatte er Mühe. Erst nach und nach war ihm die alte Nummer wieder gelungen. Bis zum neunten Stuhle ging es gut. Der zehnte erschöpfte ihn — vollständig.

Thomsons Nummer gab sich als „Komisches Entree“. So stand es auch auf dem Zettel.

Als Thomson am Vormittag im Stallgange den Zettel hängen sah, erschrak er. Kurz vor seiner Nummer war ein Charivari angehängt, eine Ensemble-Nummer für sämtliche Klovnis — ihn also mit. Auch beim Charivari hatte er zu springen. Sonst, wenn sein Fuß gesund war, hätte es ihm nichts gemacht. Jetzt bedeutete es einen schweren Abend.

Frau Thomson wohnte der Vorstellung bei. Sie saß unten ganz vorn auf der ersten Bank, der Künstlerbank. Sonst, seit das Kind da war, kam sie nur selten in die Vorstellungen.

Das Charivari war vorüber. Es kam jetzt Mr. Thomson, das neue Komische Entree.

Oben in seine Loge trat der Direktor ein. Frau Thomson sah zu ihm hinauf. Die Stallmeisterterrasse an der Postenthüre öffnete sich zu einer Gasse — für Mister Thomson.

Mister Thomson hatte gleich Erfolg. Das Komischste an ihm waren, als er mit dem Stallmeister, der ihn empfing, jetzt ins Ge-

sprach geriet, seine Augen — besonders, wenn er damit zwinkerte, wobei sich seine Stirnhaut bis unter den weißen Spitzhut auf seinem Kopfe schob. Nicht nur das Publikum, auch die Terrasse lachte mit. Selbst über das sonst immer unbewegliche Gesicht des Direktors ging ein Lächeln. Dann wurden Stühle gebracht, und Mister Thomson fing an zu springen. Immer mehr Stühle verlangte er — erst sprang er im Vorwärts, dann im Rückwärtsfallo darüber. Bei jedem neuen Stuhle wuchs der Beifall mehr.

„Noch einen!“ sagte Mister Thomson.

Es war der zehnte.

Das Publikum jubelte.

Mister Thomson schnitt eine Grimasse — eine Grimasse, über die sich Frau Thomson eigentlich wunderte, weil sie diese Sorte von Grimasse noch in keiner Vorstellung von ihrem Manne gesehen hatte, weil sie ihr etwas völlig neues war — dann sprang er. Erst wieder vorwärts. Ein ganzer Oskan durchdröhnte das Haus. Beim Landen hatte Mister Thomson den letzten, den zehnten Stuhl etwas gestreift, aber er war noch herübergekommen.

„Das ist noch nicht schwer, Mister Thomson,“ sagte der Stellmeister in seiner Rolle — „aber rückwärts!“

„Rückwärts! Rückwärts kann ich auch!“ erwiderte Mister Thomson.

Er machte dieselbe Grimasse zum zweitenmal. Dann setzte er wieder an, und als Thomson sprang, dachte er, soweit ihm der stechende Schmerz im Fuß das Denken möglich machte, noch einen Moment vorher an sein Litzo, an den Direktor, der ihm oben aus der Loge zusah, an den Kontrakt, der noch nicht abgeschlossen war, an seine dort sitzende Frau, die nach Italien mußte — vielleicht auch an sein Kind, das sonst ohne Mutter weiter leben mußte. —

Das Publikum schrie auf. Im Nu stürzte das Stallvott hinzu. Mister Thomson lag am Boden; neben ihm, das obere Rehnstüd herausgebroggen, der letzte Stuhl. Auf diesem Rehnstüde, etwas zu kurz, vielleicht nur um einen Centimeter, war Mister Thomson gelandet.

Erst zwei Tage später starb er — im Hospital. An einem Bruch der Wirbelsäule, wie die Aerzte konstatierten. —

Die Stenographie im deutschen Reichstag.

Einem dieses Thema behandelnden Feuilletonartikel der „Frankfurter Zeitung“ entnehmen wir folgendes:

Die Stenographenzimmer des Reichstages und der beiden Häuser des preussischen Landtages sind geräumige Säle. Ihr Hauptinventar bilden je sechs große Schreibtische. An jedem sitzen in der Regel zwei Stenographen und ihnen gegenüber zwei Schreiber — an einem oder zwei Tischen mehr, weil für besondere Fälle Ausschilfpersonal zur Stelle sein muß. Es gehen nun immer die beiden Stenographen eines Tisches je 10 Minuten in den Saal, um dort die Reden aufzunehmen. Wenn also beispielsweise die Stenographen des ersten Tisches Punkt ein Uhr unter die Rednertribüne treten, wo sich der Tisch für die Stenographen im Saale befindet, so werden sie Punkt ein Uhr zehn Minuten von den Stenographen des zweiten Tisches abgelöst, diese um 1 Uhr 20 Minuten von denen des dritten Tisches u. s. f., bis Punkt 2 Uhr die Stenographen des ersten Tisches wieder an die Reihe kommen. Auf Pünktlichkeit bei der Ablösung wird mit einer wahren Eifersucht gesehen, weil, besonders bei schnellen Rednern, eine zu spät erfolgende Ablösung für die davon Betroffenen eine erhebliche Mehrarbeit bedeuten kann.

Innerhalb einer Stunde sind also die Stenographen immer je 10 Minuten im Saale beschäftigt und haben 50 Minuten zur Uebertragung ihrer Stenogramme Zeit. In diese Uebertragung teilen sich die beiden Stenographen in der Weise, daß jeder die Hälfte, also das, was innerhalb 5 Minuten gesprochen ist, dem ihm gegenüberstehenden Schreiber in Stenographenschrift diktiert. Es kann also passieren, daß 10 Leute zu gleicher Zeit diktieren, und man kann sich denken, welche Nervenanspannung zur Arbeit in solchem Lärm und Stimmengewirr erforderlich ist. Je nachdem, ob langsam oder schnell, viel oder wenig innerhalb 5 Minuten gesprochen worden ist, wird Zeit zur Uebertragung gebraucht. In den weitaus meisten Fällen sind die 50 Minuten vollkommen ausreichend, so daß fast stets für die Stenographen einige Minuten der Ruhe bei ihrer aufregenden und aufstrebenden Thätigkeit verbleiben. Nur in sehr seltenen Fällen, wenn beispielsweise ein Redner sehr schnell, undeutlich oder verworren gesprochen hat, genügen die 50 Minuten nicht; dann muß das Fehlende später nachgetragen werden. So wird erreicht, daß in der Regel spätestens dreiviertel Stunden nach Schluß der Sitzung alles, was im Laufe derselben gesprochen wurde, zu Papier gebracht ist; und so ist es auch möglich, daß, wenn ein Redner etwa eine Stunde spricht, er bereits beim Niederlegen den Anfang seiner Rede zur Korrektur auf seinem Tisch findet. Ist der Redner dann nicht etwa zur Teilnahme an den weiteren Verhandlungen genötigt, so beginnt er sofort mit der Durchsicht seiner Rede. Wenn er dies nicht, so wartet er damit bis zum Schluß der Beratung des ihn interessierenden Gegenstandes oder der Sitzung, oder läßt sich auch das Manuskript in seine Wohnung schicken.

Die Korrekturen fallen selbstverständlich ganz verschieden aus, je nach der Qualität des Redners. Manche lassen von der ursprünglichen Fassung keinen Buchstaben auf dem andern, andere wieder verbessern fast nichts, so daß man kaum weiß, ob man eine korrigierte Uebertragung vor sich hat. Eigentlich dürfen nur Veränderungen in der Form vorgenommen werden; aber es ist kein Geheimnis, daß viele Redner auch den Sinn manchmal nicht unwesentlich ändern. Die Einrichtung, daß immer zwei Stenographen zu gleicher Zeit thätig sind, ist deshalb getroffen, um die Zuverlässigkeit der Stenogramme zu erhöhen.

Der Laie denkt gewöhnlich, daß die Stenogramme eine getreue Wiedergabe der im Saale gesprochenen Worte sind, daß die Stenogramme für die Parlamentsreden gleichsam Kinematographen sind. Dem ist jedoch nicht so, und zwar aus zweierlei Gründen. Einmal, weil nicht selten die Stenographen durch äußere Umstände verhindert sind, den Worten des Redners zu folgen, und zweitens weil routinierte Stenographen, wenn die Diktion nicht sehr sichtlich ist, entweder schon beim Stenographieren oder nachher beim Diktieren an den Reden die vom Standpunkte der Logik und der Wohlgefälligkeit aus gebotenen Änderungen vornehmen.

Der größte Schreden ist für Stenographen der undeutliche Redner; denn die schönsten stenographischen Fähigkeiten und Fertigkeiten nützen nichts, wenn der Redner nur mangelhaft zu hören ist, sei es, weil sein Organ nicht ausreicht, sei es, weil störende Nebengeräusche laut werden, oder sei es endlich, weil die Entfernung zwischen dem Redner und dem Stenographen zu groß ist. —

Kleines Feuilleton.

b. Zur Geschichte der drahtlosen Telegraphie. Gedankenlose Leute sehen allzuhäufig in großen Erfindungen und Entdeckungen nur das Werk eines glücklichen Zufalls, während jeder, der in das Wesen der Kulturentwicklung eindringt, deutlich erkennt, wie jede einzelne Geistesthat mit dem ganzen Kulturleben der Zeit aufs innigste zusammenhängt. Die Geschichte jeder Erfindung zeigt dies Verhältnis, sobald man näher in sie eindringt. Auch für die Erfindung der drahtlosen Telegraphie gilt dies, wie es für die Eisenbahn und den elektrischen Telegraphen gilt.

Durch die „Electr. Zeitschrift“ und die Zeitschrift „Mutter Erde“ wird jetzt ein Brief von Prof. Hughes bekannt, wonach dieser Forscher schon 1879 mit Versuchen beschäftigt war, die in der Richtung drahtloser Telegraphie mit Hilfe elektrischer Wellen lagen. Freilich überzeugte Hughes die Sachleute, denen er seine Versuche vorführte, nicht von dem thatsächlichen Vorhandensein elektrischer Wellen, was erst neun Jahre später den, wie er gern und rückhaltlos zugesteh, viel folgerichtiger durchgeführten Versuchen von Hertz gelang; aber seine Resultate waren doch der Art, daß ihm Lebenskraft zugeredet wurde, sie zu veröffentlichen. Hughes schob eine Veröffentlichung jedoch auf, bis er einen exalten Nachweis der elektrischen Wellen führen könnte. Unterdessen wurde dieser Nachweis von Hertz geführt. Aber natürlich verdankte Hertz dies nicht einem glücklichen Zufall, sondern erstster Arbeit auf Grund einer Weiterentwicklung der durch die Arbeiten seiner Vorgänger geschaffenen Anschauungen. Wir nennen nur die Namen Faraden, Maxwell, Helmholtz, um sofort zu erkennen, daß der Boden für die Hertzischen Entdeckungen — auf ihnen fußt die drahtlose Telegraphie Marconis — gut vorbereitet war, daß die Zeit für sie gekommen war.

Professor Hughes, der sich schon neun Jahre vor Hertz mit drahtloser Telegraphie und elektrischen Wellen beschäftigte, ist in elektrotechnischen Kreisen wohlbekannt. Er ist der verdienstvolle Erfinder des Drucktelegraphen, der im letzten Jahrzehnt eine immer wachsende Bedeutung gewonnen hat, sowie des Mikrophons, des empfindlichen Sprachapparates, der mit jedem Telephon verbunden ist. Man erkennt also, daß zu jener Zeit die Frage der elektrischen Wellen bereits lebhaft im Vordergrund der wissenschaftlichen und technischen Beschäftigung lag und ihrer baldigen Erledigung harrte. Natürlich thut das dem Scharfsinn und Verdienst der glücklichen Bewältiger der Aufgabe keinen Eintrag, wie es dem Hughes sehr fern liegt, Marconi oder gar Hertz irgendwie verkleinern zu wollen. —

— Ueber erfolgreiche Bestrebungen zur Hebung des Fischreichthums des Rheins und seiner Nebenflüsse im Gebiete der Rheinprovinz sind Ende Juli in der 19. Hauptversammlung des Rheinischen Fischereivereins in Bonn statistische Angaben gemacht worden. Besonders erfreuliche Erfolge sind bezüglich der Frequenz des edelsten unter den Rheinischen, des Lachses, zu verzeichnen. Der Lachsfang gestaltete sich in der Rheinprovinz nach Mitteilungen seitens der Regierung für Düsseldorf zu 4480 Stück, für Köln zu 1247, für Trier zu 1241, für Koblenz zu 177, im ganzen zu 7145 Stück Lachsen. Im Regierungsbezirk Trier ist am meisten für die Hebung des Fischbestandes geschehen. Dem Flußgebiet der Mosel sind 3181 000 Lachse, 480 000 Bachforellen, 314 000 Regenbogenforellen und 50 000 Bachsaiblinge eingebracht worden; außerdem 5500 Segtröbse und 2000 Segale. Im Kreise Rheinbach sind über 10 000 Stück Bachforelleneier gebrütet worden; in Zell sind 12 000 Stück Forellenbrut in die Mosel ausgefetzt worden. In den Brutanstalten des Kreises Wipperfürth sind über 100 000 Forelleneier zur Ausbrütung gelangt. Ferner sind auch

Versuche zur Vermehrung des Nilfisches gemacht worden, indem 50 Stück laichreifer Brutfische in das Schonrevier bei Rheidit eingesetzt wurden, auf deren Ergebnis man gespannt ist. —

Theater.

—r. Central-Theater. Die alte Wahrheit, daß die Kunst auf Dornenwegen nach Brot gehen muß, tritt wohl selten deutlicher hervor als in der „toten Saison“, wo die beachtenswerten Bühnen aller Orten geschlossen sind, und die Schauspieler zweiten und geringeren Grades gruppenweise trachten, irgendwo notdürftig ihre Existenz zu fristen. Eine solche Künstlergesellschaft hat jetzt das vom plattdeutschen Ensemble verlassene Central-Theater besetzt und führt dort einen, wenn wir nicht irren, sogar neuen Dufendschwanz auf. „Der Heiratsmarkt“ heißt das von einem Herrn P. Alexander verfasste Stück, das nicht besser und nicht schlechter ist, als seine im Winter auf die Welt gebrachten Brüder. Es bietet zwei Leutenants, jomdsobiele heiratslustige Mädchen nebst Zubehör, eine Parodie auf Skabale und Liebe, dazu eine gar nicht üble Karikatur der modernen Stimmungsdichtung, und, was die Hauptsache, als ausgesprochenes und so banal wie nur möglich erreichtes Ziel der Handlung eine hübsch gruppierte und den ganzen Bühnenraum ausfüllende Massenverlobung. Das ist wirklich alles, was jemand verlangen kann, der an diesen linden Abenden mitteleidvoll genug ist, das Theater zu besuchen.

In der Gesellschaft, die den „Heiratsmarkt“ anführt, sind, wenn man von den ersten, jetzt auf Helgoland oder in Gastein leuchtenden Sternen absieht, so ziemlich alle Schattierungen schauspielerischen Könnens und Nichtkönnens, sowie die verschiedensten deutschen Dialekte vertreten. Von einem Zusammenhang kann unter solchen Umständen nur sehr bedingt die Rede sein. Als gewandte Laide zeichnet sich Fräulein Milly Krause vom Schauspielhaus aus und Herr Pahlau vom Schillertheater verkörpert, wie immer, so auch hier den landesüblichen Theaterleutnant als Wesen voller Grazie. Diese beiden, sowie ein Herr Ewald vom Thalia-Theater, der mit rührender Treue seinem süddeutschen Dialekt anhängt, figurieren übrigens aus unerfindlichen Gründen als „Gäste“ auf dem Theaterzetteln. Weiter sind die Rollen eines modernen Dichters und eines in der Handlung stark hervortretenden Dieners von den Herren Kauer und Norway wirkungsvoll dargestellt. —

Aus dem Tierleben.

t. Das Verbreitungsgebiet der Giraffe in Afrika gewinnt immer mehr an Ausdehnung; das liegt aber nicht daran, daß sich das ungestaltete Säugetier jetzt stärker als früher vermehrt und demzufolge in neue Länderstreden eindringt, sondern daran, daß der Mensch die verschiedenen Teile des schwarzen Erdteils erst jetzt besser kennen lernt und manches Tier an Stellen findet, wo es bisher nicht vermutet wurde. Vor über einem Jahre wurde zur großen Ueberraschung der Zoologen eine Giraffe an den Ufern des Senegal getötet, während man bis dahin angenommen hatte, daß ihr Vorkommen auf das Gebiet des oberen Nil und die Gegenden des Limpopo, Sambesi und des Njassa-Sees beschränkt wäre. Jetzt bringt die „British Central-African-Gazette“ die Nachricht, daß zum erstenmal in British-Central-Afrika eine Giraffe erlegt worden ist. Bisher hatte man nur von Zeit zu Zeit durch Gerüchte gehört, daß es am Loangwa-Flusse in jenem Gebiete Giraffen gäbe, aber so oft auch in den letzten 10 Jahren dieses Flußthal von Europäern besucht wurde, konnte man nie eine zuverlässige Auskunft über diesen Punkt erhalten. Im vorigen Monat schoß ein europäischer Prospektor eine Giraffe am Ostufer des Loangwa im Marimba-Distrikt und sandte ihr Fell einem englischen Kapitan, der es dem britischen Museum in London zugehen ließ. Leider war die Haut nicht vollständig, und man ist nunmehr darauf aus, ein intaktes Exemplar des Tieres zu erlangen. Angeblich soll die erlegte Giraffe einer Herde von etwa 35 Stück angehört haben. Der nächste Bezirk nördlich von Marimba, in dem es Giraffen giebt, liegt im Norden von Mareres, wo die Expedition von Elton und Cotterill sie vor einer Reihe von Jahren antraf. Im Süden ist das Matabeleland die nächste Giraffenheimat. —

Medizinisches.

—io— Eine merkwürdige Folge der Diphtheritis wurde in der letzten Sitzung der Medizinischen Gesellschaft in Bukarest demonstriert und besprochen. Dr. Jonescu stellte ein Kind vor, das im Anschluß an eine diphtheritische Erkrankung die Fähigkeit des Lesens verloren hatte. Es vermochte die Finger einer Hand gut zu unterscheiden und zu zählen, sah jedoch von einem Buch nur die Ränder als schwarze Linien. Die nähere Untersuchung der Augen führte zur Feststellung einer Lähmung der Anpassungsmuskeln und einer Verengerung der Pupillen. Das ganze Gesichtsfeld war eingeengt, und beim Sehen nach links erschienen doppelte Bilder. Der Arzt war der Meinung, daß die die Augen regierenden Nerven im Verlaufe der Krankheit angegriffen worden waren, und ging so weit zu behaupten, daß die Anwendung von Diphtherieheilblut das Auftreten solcher Nervenlähmungen begünstige. Dieser letzteren Ansicht wurde von einigen der anwesenden Aerzte widersprochen, und es konnte ein Fall genannt werden, in dem eine Augenmuskellähmung erfolgte, zu einer Zeit, als das Serum überhaupt noch nicht bekannt war. —

Geologisches.

— Das Alter des Niagarafalles. Eine neue Methode, um das Alter des Niagarafalles zu berechnen, wendet der amerikanische Geologe Frederic Wright an. Alle Versuche, den Zeitraum, welcher zur Bildung der Niagaraschlucht nötig war, durch Beobachtung der jährlichen Verlängerung derselben, resp. des Rückreitens der Fäße zu bestimmen, miheten schon aus dem Grunde erfolglos bleiben, weil, wie Wright selbst früher nachgewiesen, zwischen dem Ende der Eiszeit und heute der Niagara nicht immer dieselbe Wassermenge geföhrt hat. Für eine geraume Zeit strömte das Wasser der großen Seen dem Ottawa zu und häufte in diesem, an der Einmündung des Mattawathales, ein ungeheures Delta auf. So lange wir den Zeitraum nicht kennen, welchen dieser Vorgang erforderte, bleiben alle Messungen am Falle nutzlos. Wright versucht nun, wie der „Globe“ berichtet, den Zeitraum zu bestimmen, welchen die Verwitterung gebraucht hat, um die Ausgangsstelle der Niagaraschlucht bei Lewiston am Ontario auf ihre heutige Weite zu bringen. Diese Schlucht ist im Anfang natürlich nicht wesentlich breiter gewesen als der Fluß, also etwa 770 Fuß. Seit der Zeit haben an der Verbreiterung nur die atmosphärischen Einflüsse gearbeitet, also ein im ganzen sich gleichbleibender, von der Wassermenge unabhängiger Faktor. Heute sind nun die obersten aus Niagarafall bestehenden Schichten von einer am Ufer des Flusses errichteten Sentrahten um 388 Fuß zurückgewichen. Einen annähernden Maßstab für die Schnelligkeit, mit welcher die Verwitterung arbeitet, giebt die in 1854 den Abhang entlang gestöhrtte Bahnlinie. Durch genaue Messungen und Berechnungen kommt Wright zu dem Ergebnis, daß jährlich mindestens eine Schicht von einem viertel Zoll Dide von dem Abhang weggefressen wird resp. herabstürzt. Es ist das ein Minimum, wahrscheinlich ist der durchschnittliche Absturz viel stärker. Aber auch bei dieser niederen Schätzung würden weniger als zehntausend Jahre genügt haben, um die Schlucht auf ihre heutige Weite zu bringen. Für die Schätzung der Zeit, welche seit dem Ende der Eiszeit verlossen ist, giebt diese Ziffer einen sehr bedeutsamen Anhalt. —

Humoristisches.

— In der Spiritistenstizung. Eine Dame hat eben den Geist ihres verstorbenen Mannes citiert, als drauhen ein Diener stolpert und mit furchtbarem Lärm gegen die Thüre purzelt. „Großer Gott“, senzt sie, „da ist er... und schon wieder betrunken!“ —

— Voshast. Restaurateur: „Gestern habe ich wieder ein Pferd gekauft.“

Bekannter: „Ein ganzes?“ —

— Judiskrete Erlundigung. A.: „Diesen Morgen vor dem Baden habe ich mich wiegen lassen; ich wog hundertundfünfzig Pfund!“

B.: Und nach dem Baden? — (Neggend. hum. Bl.)

Notizen.

— Die Aufföhung von Hartlebens Einakter „Abschied vom Regiment“ wurde von der Dresdner Polizeibehörde unterjagt. —

— Wie der „Frankf. Jtg.“ gemeldet wird, soll im Herbst in Stockholm ein neues Drama Strindbergs aufgeföhrt werden. Es heißt „Follungasan“ und behandelt eine alte historische Sage. Das Werk ist eine Schicksalstragödie. —

— Agnes Sorma hat sich entschlossen, die deutschen Gast-Vorstellungen während der Pariser Weltausstellung unter ihrer alleinigen Direktion zu veranstalten. Direktor Lautenburg ist von dem Unternehmen wegen „unüberwindlicher Schwierigkeiten“ zurückgetreten. —

— In Paris wird während der Weltausstellung außer dem Berliner Schauspiel-Ensemble noch ein zweites deutsches Theater spielen. Einem Wiener Operetten-Ensemble, unter der Leitung eines östreichischen Direktors, wird ein großes Boulevard-Theater zur Verfügung gestellt werden. —

— Aus dem Nachlaß des Professors Karl Gehris sind die Entwürfe zur Ausschmückung des früheren Kunstsalons von Borschenjer in Düsseldorf für die Berliner Kunstakademie aufgekauft worden. —

— Auf der Pariser Welt-Ausstellung wird eine „Londoner-Ausstellung“ veranstaltet werden, in der alle in diesem Lande gebräuchlichen Arten der Goldgewinnung vorgeföhrt werden sollen. —

— Das Bild in den Forten der Lüneburger Heide, Hirsche sowohl wie Rehe, ist von der Maul- und Klauen-seuche befallen. Mehrere tote Tiere wurden bereits in den Wäldern aufgefunden. —

— In der bienenwirtschaftlichen Ausstellung, welche in den Tagen vom 18. bis 22. August d. J. in Potsdam stattfindet, werden zum erstenmal Bienenvölker in Preussischen Ständerbeuten vorgeföhrt werden. Die Preussische Methode, eine lediglich auf Honigergebnis und Verhinderung des Schwärmens gerichtete Betriebsweise, ist im Frühling d. J. zuerst in die Oeffentlichkeit gebracht worden und hat bei den Inlern viel Interesse erweckt. —